

Die Umwelt, das Portemonnaie und die Moral

Autor(en): **Berger, Maya / Rechsteiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **70 (1991)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Umwelt, das Portemonnaie und die Moral

Über den Handlungsnotstand im Umweltschutz sind wir uns noch problemlos einig, Rudolf Rechsteiner und ich. «Zwischen absoluter Resignation und ferner Utopie brauchen wir so etwas wie einen ökologischen Pragmatismus», sagt er und schwört auf sein Konzept per Portemonnaie, denn «das Portemonnaie ist ja der empfindlichste Körperteil; die Leute reagieren eben viel schneller auf Preise und haben das auch viel lieber als Gebote und Verbote». Mag sein, denke ich, dass es soweit gekommen ist mit unserer zweiten Natur, und jegliche Moral, die guten alten Werte nun vollends säkularisiert, zweckrationalisiert, das heisst im wahrsten Sinne vergeldsäkelt sind. Aber da reden wir bereits verschiedene Sprachen. So kommt zum Handlungsnotstand auch noch der Sprachnotstand. Das folgende Gespräch ist unter anderem als Versuch zu verstehen, die konkrete Rede vom Portemonnaie und jene abstrakte über Natur usw. einander näherzubringen – eine Etüde in interdisziplinärem Reden also. Etwas weniger Arbeitsteilung! Zumindest in der theoretischen Diskussion, hoffe ich heimlich. M. B.

Von und mit Maya Berger und Rudolf Rechsteiner

Wer ist schuld an der Zerstörung der Umwelt?

Maya Berger (M. B.): In der Beziehung zur Umwelt versage im Grunde die ganze Gesellschaft, schreibst Du in Deinem Buch. Es sei jedoch einfacher und bequemer, einzelne Akteure zu beschuldigen, als die Lebensweise ganzer Gesellschaften in Frage zu stellen. In welcher Gesellschaft leben wir denn eigentlich: in einer Industriegesellschaft, einer kapitalistischen Gesellschaft, einer Marktwirtschaftsgesellschaft oder ...? Trägt nun die Industrie, das Kapital, der Markt oder wer sonst die Schuld an der Umweltzerstörung?

Rudolf Rechsteiner (R. R.): Grundsätzlich leben wir in einer Industriegesellschaft mit einer hochgradigen Arbeitsteilung. Schuld ist nicht das Kapital, sondern eine Haltung ... Hauptursache der Zerstörung ist wohl die Entscheidung des Menschen, dass er sich über die Natur gestellt hat und sie als Objekt der Ausbeutung betrachtet. Das Ganze wird natürlich durch den Markt erleichtert. Diese Grössenordnung von Umweltzerstörung ist nur unter marktwirtschaftlicher Arbeitsteilung vorstellbar. Die Marktwirtschaft müsste aber nicht zwangsläufig so sein, wie sie ist.

M. B.: Haben nicht die grossen Kapitalien diese Arbeitsteilung erst ermöglicht? Das System der Konkur-

renz und der Kapitalkreislauf selbst treiben doch die intensive Arbeitsteilung und eine immer expansivere Produktion erst wirklich voran?

R. R.: Der Begriff Kapital ist vorbelastet als Antithese zu einer sozialistischen Gesellschaft. Umweltver-



Das Streitgespräch zwischen Maya Berger und Rudolf Rechsteiner bezieht sich auf Aussagen in Rechsteiners Buch «Umweltschutz per Portemonnaie – Wege zur sauberen Wirtschaft», das im Unionsverlag Zürich erschienen ist.

schmutzung ist aber nicht auf kapitalistische Länder beschränkt. Der Begriff Kapital ist für mich aufs engste verbunden mit dem Begriff Technologie. Kapital ist «geronnene Arbeit», aufgehäuft zu Maschinen, und diese werden eingesetzt, um irgendeinen Nutzen zu stiften. Ich sehe nicht, dass Kapital an sich, also Technologie an sich, der Feind der Menschen ist. Ich kann mir unter Technologie sowohl äusserst nützliche Dinge vorstellen als auch schädliche. So wie wir es geschafft haben, nach zwanzig bis dreissig Jahren Friedensbewegung einen Teil der Kriegstechnologie wegzuräumen, so können wir auch eines Tages der Umwelttechnologie zum Durchbruch verhelfen. Neue Energien – die, wohlgermerkt, teurer sind als die heutigen Billig-Öl-Technologien – würden dann für breite Massen Nutzen stiften. Konkretes Beispiel, wo mir auch die Kooperation mit Teilen der Industrie sinnvoll scheint: Die Firma Kolenko und die Firma Sulzer können jetzt in Algerien ein Sonnenkraftwerk bauen, das Strom für 9 Rappen pro Kilowattstunde herstellt. Das ist für mich absolut revolutionär. Auf einem Drittel der Fläche Algeriens könnten wir die ganze Weltenergieproduktion herstellen. Aber die internen gesellschaftlichen Verhältnisse sind nicht darauf ausgerichtet, diese Techniken durchzusetzen.

M. B.: In Deinem Buch kritisierst Du explizit die Technik als Hoffnungsträgerin der Menschheit – beziehst dies allerdings auf Gen-, Bio-, Atom- und Informationstechnologien. Rein technische Massnahmen genügen im Umweltschutz je länger, desto weniger. Wir alle müssten uns endlich vertraut machen mit der «Philosophie der marktwirtschaftlichen Instrumente», schreibst Du. Der Markt, beziehungsweise die marktwirtschaftliche Arbeitsteilung, hat das System der organisierten Verantwortungslosigkeit jedoch erst ermöglicht, wie Du eben selber angedeutet hast. Soll jetzt ein und

derselbe Markt diese Verantwortungslosigkeit dank markteigener Mechanismen wieder fortzaubern, mit unsichtbarer Hand («invisible hand», Adam Smith) wieder Verantwortung ins System hexen und sich so aus eigener Kraft retten können? (Vgl. Kommentar I).

Ein Umweltwunder wäre möglich, wenn ...

R. R.: Man muss klar sehen, dass der Markt eigentlich erst der zweite Schritt ist beim Umweltschutzkonzept, das ich verfechte. Der erste Schritt besteht darin, dass wir für Emissionen, für die Beanspruchung von Land usw. klare Schutzziele festlegen. Das ist eigentlich der wichtigste Schritt, und der hat mit Markt nichts zu tun. Die Frage ist: Wie können wir diese Ziele erreichen? An sich sind die Ziele ja da, im Luftbereich zum Beispiel, aber man versucht sie hin und her zu schieben, zu untergraben – ich denke zum Beispiel daran, wie der Ständerat sich gegen die Restwassermengen wehrt! –, und das ist ein politischer Kampf.

M. B.: Dein Buch ist aber nicht in erster Linie ein politisches Buch?

R. R.: Nein, mein Buch hakt bei den Instrumenten ein und geht der Frage nach, warum die Ziele so schlecht erreicht werden. Das bisherige Instrument der Gebote und Verbote bringt darum wenig, weil es keine Signale aussendet, zum Beispiel an die Luftverschmutzer. Das Instrument einer Steuer dagegen sendet erstens ein Signal an den Produzenten, das sagt: Produziere anders, deine Emission kostet Geld! Überlege dir, wie du diese Emission senken kannst. Und es sendet zweitens ein Signal an den Konsumenten, indem es sagt: Emissionen und alles, was der Natur schadet, sind schlecht. Wenn du schadenverursachende Güter konsumierst, dann kostet dich das mehr als Alternativgüter, die umweltfreundlich hergestellt wurden.

Kommentar I:

Der «Markt an sich, das heisst die Rückkoppelung vom Preis auf Angebot und Nachfrage», sei äusserst effizient, und im grossen und ganzen funktioniere er auch trotz Kartellen usw. Das ist auch schon die ganze Weisheit, die unser Gespräch über den «Markt» zutage brachte. So wie «Markt» real existiert, kann ihn offenbar niemand so recht definieren; so wie er allenfalls definierbar wäre, als Modell nämlich, existiert er nicht – und dennoch reden alle vom Markt. Staunend werweise ich, was denn da abläuft.

Untersuchungen zeigen: Mit der Grösse und der Nähe der Gefahr wachsen die Widerstände, sie einzusehen. Angesichts der drohenden Klimakatastrophe, zum Beispiel, könnten wir also kaum noch auf Einsicht bauen. Blicke also zuletzt nur die List: Wenn wir schon selber nicht fähig sind, uns unseres Verstandes zu bedienen, so sind wir doch noch schlau genug, dem Markt uns anzuvertrauen, damit *er* uns lenke. Also legen wir unser Schicksal in seine «unsichtbare Hand». Marktwirtschaftliche Instrumente wirken im stillen. Verbote und Gebote werden überflüssig, weil der Markt ihre Einhaltung selber besorgt.

Moral und Vernunft von einst, die «schönen Werte im Menschen», können wir uns sparen. An ihrer Stelle tritt der Markt: die automatische Sozialtechnologie und ihr Betriebsstoff, das Geld. Damit ist endlich auch der Umweltschutz rationalisiert – das heisst ebenso «vernünftig gemacht» wie die rationalisierte Arbeit, die ihn erfordert. In der Tat, es ist ein verzweifeltes Konzept.

M. B.: Du zweifelst also weniger am gemeinsamen politischen Willen, als an den bisherigen Versuchen, diesen durchzusetzen. Wird jetzt alles zur Instrumentenfrage?

R. R.: Ein Stück weit ja. Wenn ich bedenke, wie einfach Umweltschutz ist, wenn man die richtigen Instrumente verwendet! Es gab im Nachkriegsdeutschland das sprichwörtliche Wirtschaftswunder. Ich glaube, dass auch ein Umweltwunder möglich wäre, wenn wir die Instrumente dafür einsetzen. Aber ich will damit nicht sagen, dass der Kampf um die Schutzziele schon geführt ist.

Umweltschutz oder Wirtschaftswachstum?

M. B.: Die «wundertätigen» Instrumente, die Du propagierst, sind unzertrennbar mit dem System der Marktwirtschaft verbunden. Marktwirtschaft aber heisst Wachstum und nochmals Wachstum! Lässt sich eine wachstumsorientierte Wirtschaft überhaupt ökologisieren, das heisst begrenzen? Schliessen sich Wachstum und Selbstbegrenzung nicht gegenseitig aus?

R. R.: Ganz knapp gesagt: Einfach jetzt Stillstand, kein Wachstum mehr, das ist keine Lösung! Es muss weitergehen, aber wir müssen das Ganze umbauen. «Selbstbegrenzung» ist das Synonym für ein Schutzziel; das heisst, wir machen nicht mehr alles, was technisch machbar wäre. Wachstum meint Wachstum der Löhne und der Kaufkraft. Die entscheidende Frage aber ist, was wir mit dem Geld anfangen, wie wir den Warenkorb ändern. Das Rezept heisst, die schlechten Güter verteuern! Ein Beispiel: Wenn ich eine Kohlendioxidabgabe erhebe, anstatt 20 Rappen pro Liter Öl 1 Franken verlange, dann fangen die Leute an, auf ihrem Dach Sonnenenergieanlagen einzubauen, und es wird weniger Öl verbrannt, schliesslich weniger Öl importiert und es gibt

weniger Emissionen. Dabei haben wir investiert – umweltfreundliche Technologien sind sehr kapitalintensiv –, haben Arbeitsplätze geschaffen, wirtschaftliches Wachstum erzeugt, und wir haben mehr Umweltschutz als vorher. Es ist also überhaupt nicht so, dass Wachstum zwangsläufig umweltzerstörend sein muss. Kommt dazu, dass die steigenden Einkommen, das stetige Wachstum, im wesentlichen ein Scheinphänomen sind, weil gleichzeitig auch die Kosten steigen.

Soll jetzt auch die Natur käuflich werden?

M. B.: Aber es ist doch nicht zu leugnen, dass wir heute einen höheren Lebensstandard haben als früher und vor allem einen wesentlich grösseren Verschleiss an Lebensressourcen – auf Kosten der Dritten Welt und unserer eigenen Überlebenschancen. Und selbst wenn bei steigendem Wachstum auch die Kosten steigen, sagt der Prozess etwas aus: Immer mehr Bereiche werden der Geldwirtschaft unterworfen, das heisst, sie werden ökonomisiert. Frauen, zum Beispiel, gehen heute arbeiten gegen Lohn und bezahlen gleichzeitig ein Kindermädchen

R. R.: . . . und heute muss das Kind nachher zum Psychiater usw., und wir haben in der Statistik eine tolle Entwicklung des Bruttosozialproduktes.

M. B.: Das Kind müsse zum Psychiater, erwähnst Du und plädiert in Deinem Buch gleichzeitig dafür, einen weitem Bereich, die Natur, in die Ökonomie einzubinden. Du rechtfertigst dies mit dem Argument, die Umwelt sei heute schon in weiten Bereichen «käuflich zum Preise Null» und forderst dagegen sozusagen einen «gerechten» Preis für die Natur.

R. R.: Nein, ich gebe der Natur keinen Preis. Das hast Du falsch verstanden. Ich argumentiere so: Mit Emissionen wird erst gehaushaltet, wenn sie Geld kosten, das heisst, wenn Emissions-

verzicht Geld bringt. Die Unternehmer reagieren nun – weiss Gott! – eben nicht auf schöne Worte, sondern auf wirtschaftliche Gegebenheiten. Das hat nichts mit einer Ökonomisierung der Natur, sondern mit der Ökonomisierung der Naturzerstörung zu tun. Das heisst: Lässt die Natur in Ruhe und reguliert die Interventionen, machen wir diese gebührenpflichtig. Es geht also nicht um die «Käuflichkeit der Natur», sondern um die Käuflichkeit der Emissionen. (Vgl. Kommentar II).

Freiheit per Portemonnaie oder Pflicht zur Moral!

M. B.: Es mag ja einleuchten, dass wir nicht drumherumkommen, quasi innerkapitalistisch zu denken, wollen wir nicht wirkungslos bleiben. Trotzdem, ich werde den Verdacht einfach nicht los, Dein «Umweltschutz per Portemonnaie» verfechte eine trickreiche «Fünfer-und-Weggli»-Politik, das heisst, die Gratsmentalität gegenüber der Umwelt werde nicht wirklich in Frage gestellt. Nach Deinem Konzept dauert ja der Wohlstand unvermindert an, haben die Unternehmer weiterhin ihre Profite, ist das Ganze durchaus «sozial ausgewogen» . . . und jetzt soll neu, dank Lenkungsabgaben, auch noch die Wirtschaft sauber werden. An unserer Lebensweise brauchen wir dabei eigentlich nichts zu ändern.

R. R.: Grundsätzlich habe ich nichts dagegen, wenn Du Deinen Lebensstil ändern willst. Aber ich habe nicht ein Buch darüber geschrieben, wie wir anders Eier kochen sollen . . . und dann fliegen wir im Sommer mit dem Flugzeug in den Yellowstone-Park!

M. B.: Dass es so nicht funktionieren kann, ist mir auch klar. Meine Frage ist aber diese: Warum diskutieren wir nicht, wie wir unseren Verschleiss – oft handelt es sich gar nicht mehr um wirklichen Gebrauch – an Gütern und Energie massiv reduzieren könn-

Kommentar II:

Zugegeben, ob man von der «Käuflichkeit der Natur» oder von der «Käuflichkeit der Emissionen» ausgeht, macht einen Unterschied, begründet letztlich denjenigen zwischen blossem Reparaturansatz und Umweltschutz als Prävention. Trotzdem behaupte ich, «Umweltschutz per Portemonnaie» basiere auf einem geschäftsmässigen, berechnenden Umgang mit der Natur – daran ändert auch nichts, wenn Reche-Steiner einen «quasi religiösen Respekt» vor der Natur bezeugt. Einerseits bleibt Natur weiterhin bloss als Objekt vorgestellt: «Sie soll als Schatz und kreatives Kapital bewahrt werden», und folgerichtig wird dann auch gefragt, wem die Natur gehöre, ob sie als öffentliches Gut oder als Privateigentum zu betrachten sei.

Andererseits ist zwar die Rede von Partnerschaft zwischen Mensch und Natur, von einer «neuen Mitgeschöpflichkeit». Als Mitgeschöpf jedoch bekommt die Natur statt eines riesigen Gesichts auffallend spiegelbildliche Züge zu den Menschen selbst: Sie wird zur «Sozial- und Vertragspartnerin»; mit der «gewissermassen ein ökologisch diktiertem Tarifvertrag» abzuschliessen sei, da sie mit der Zeit streiken könnte. Emissionsvermeidung ist ja auch nicht etwa als mitgeschöpfliche Wohltat gedacht, sondern sie soll Geld bringen – und «was Geld bringt, macht Spass». Ökologische Preise ihrerseits «begrenzen Verantwortung auf menschliches Mass: Man bezahlt seinen Preis, und damit ist es gut». Das «menschliche Mass» ist also identisch mit dem kaufmännischen Mass. Vielleicht kommt man damit wirklich weiter im sogenannten Umweltschutz.

ten in gegenseitiger Verpflichtung und Solidarität, so dass nicht die bemühten einzelnen bloss die Dummen sind? Warum soll diese Aufgabe an die «unsichtbare Hand» des Marktes delegiert werden?

R. R.: Weil ich den Leuten die Freiheit lassen will. Ich will ihnen nicht sagen, ihr dürft nicht mehr autofahren, sondern will ihnen den Anreiz geben, ein Solarmobil zu kaufen. Natürlich wird ein Teil der Leute, wenn der Verkehr teurer wird, damit reagieren, dass sie weniger autofahren, weil sie dann vielleicht lieber ein Buch lesen.

M. B.: Wir könnten ja darüber reden, wie das Bücherlesen attraktiver zu machen wäre anstelle des Autofahrens ... aber zu Deiner Freiheit, die Du verteidigst: Das ist doch eine Pseudofreiheit, ein Selbstbetrug, wenn wir an die drohenden Klimaveränderungen usw. denken. Schliesst Du Formen von Rationierung aus?

R. R.: Nein. Ich würde sagen, der Ökobonus ist eine Rationierung, aber eine freiheitliche Rationierung.

M. B.: Kannst Du Dir allenfalls einen «legitimen Totalitarismus der Gefahrenabwehr» (Ulrich Beck) vorstellen?

R. R.: In bestimmten Bereichen vielleicht ja, aber totalitäre Gesellschaften sind sehr un kreativ. Ich glaube, zum Beispiel, dass die Ölpreise in den 70er Jahren, der sogenannte Ölschock, sehr viel mehr Öleinsparung bewirkt haben, als dreihundert autofreie Sonntage. Und ich will nicht, dass bei jedem Menschen ein Polizist in der Küche steht, der ihm sagt, was er essen darf, welches Waschmittel er brauchen darf... Das Portemonnaie ist eben der empfindlichste Körperteil.

M. B.: Denkst Du nicht, wenn es gelänge, die Umweltfrage in einer Art «contract social» zu formulieren und es damit Richtlinien gäbe für solidarisches Verhalten – ich wüsste dann,

ich beschränke mich jetzt nicht mehr allein, die ändern tun es auch –, dass dann ein gesellschaftlicher Lernprozess stattfinden könnte? Dann bräuhete es auch nicht die Polizisten, es gäbe so etwas wie eine gemeinsame Moral – ein altmodischer Begriff, der heute fast ausschliesslich abschätzig gebraucht wird. Aber Moral kann man nicht einfach als einzelne Gebote und Verbote installieren wie bisher. Mit Moral meine ich eine Grundhaltung, sie braucht ein kulturelles Umfeld.

R. R.: Mir wäre es auch lieber, wenn die Leute eine kulturelle Einstellung hätten, die erlauben würde, Umweltschutz freiwillig zu gestalten, wenn Umweltschutz sich abstützen könnte auf eine innere Verantwortlichkeit, eine innere Ethik. Dies setzt aber eine tiefreligiöse Gesellschaft voraus, und die haben wir verlassen. Wir haben Arbeit zum zentralen Wert erklärt und damit den ganzen Rattenschwanz von Problemen geerbt, die jetzt unsere Lebensgrundlagen teilweise kaputt machen.

M. B.: Lenkungsabgaben ändern nichts an unserem Wertsystem. Du versuchst mit Deinem Konzept aus Not und Verzweiflung noch das Beste aus unserer Misere zu machen, habe ich den Eindruck.

R. R.: Ja, es ist ein verzweifertes Konzept, es ist nicht ein Konzept, das auf die schönen Werte im Menschen abstellt.